



Entschleunigung als Krisenbewältigung Weniger wird mehr

Natürliches Wachstum brachte diesen Apfel hervor. Nun lädt er ein zum entschleunigten, mühevollen Genuß.

Schon Marx und Keynes haben die Grenzen des Wachstums erkannt, doch die Angst vor der Einsicht in die Notwendigkeit predigt weitere Blasen. Warum eine Schrumpfkur uns besser täte als das Geschwätz vom Wachstum. Der Polemik zweiter Teil.

Vor etwas über 100 Jahren erfand eine amerikanische Hausfrau ein Brettspiel, das den Kindern die Grundprinzipien des Kapitalismus nahe bringen und ihnen zu einer kritischen Distanz diesen gegenüber verhel-fen sollte. Dem Spiel war kein großer Erfolg beschieden, doch ein Plagiat, befreit von jeglichem kritischen Anspruch in den 1920er-Jahren unter dem Namen „Monopoly“ auf den Markt gebracht, gilt bis heute – weit vor „Mensch ärgere Dich nicht“ oder „Halma“ – als das erfolgreichste aller Brettspiele. In vielen Varianten weiterentwickelt, greift es offen das Prinzip der so genannten freien Marktwirtschaft auf: Alle sind am Ende pleite, bis auf den übrig bleibenden Monopolisten. Doch leider hört Monopoly da auf, wo es erst richtig spannend wird: Wie schafft man denn dann einen Interessenausgleich zwischen den Verlierern und dem Gewinner? Was nützen dem Gewinner seine fünf Hotels auf der Schlossallee, wenn niemand sich die Miete leisten kann? In-

vestmentbanker haben es in den letzten Jahren weitergespielt: Gib denen, die nichts haben, Kredite und verteil die so geschickt, dass die, die noch etwas haben, dies garantiert verlieren. Und wenn alles verzockt ist, gucke tief zerknirscht und rufe nach Papa Staat. Dass das funktioniert, zeigt die jüngste Krise, immer noch als Finanzkrise kleingeredet.

Die Krise betrifft nicht nur den Finanzsektor, der ist nebensächlich, sie betrifft auch

nicht nur das, was häufig als „Realwirtschaft“ durch die Presse geistert (ist der Finanzsektor unreal? Existiert er nur virtuell?), sie reicht tiefer.

Sättigung oder zwei Grenzen des Wachstums

Vor einiger Zeit erschien in der Hamburger „Zeit“ ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Dossier, einerseits, weil dieses neoliberale Blatt tatsächlich einmal ein paar richtige Fragen stellte, andererseits dann doch vor einigen nahe liegenden Antworten zurückschreckte. Kernthema war „Geht es auch ohne Wachstum?“, die Antwort lautete klassisch: „Im Prinzip ja, aber“ (... wir wollen gar nicht wirklich wissen, wie es geht, d. V.). Darin schrieb der Autor den tief wahren Satz, ein Opel-Arbeiter arbeite heute nicht mehr, um Opels zu bauen, sondern um (Lohn-)Arbeit zu haben. Richtig, und das gilt genauso für den Arbeiter bei VW und die Ar-

beiterin bei Nokia. Hinzu kommt, dass der Opel-Arbeiter noch immer als „wertvoller“ gilt als eine Verkäuferin bei Karstadt oder gar jemand, der daheim seinen demenzkranken Vater pflegt. Das ist in jeder Hinsicht unbegründet, führt aber zu einer Fixierung auf einen falschen Begriff von „Arbeit“.

Noch immer reduzieren die meisten Interpreten dies auf „Erwerbsarbeit“, also Arbeit, die ein Mensch verrichtet um sich davon Wohnraum, Lebensmittel, Mobilität, Urlaub, Bildung und Kultur leisten zu können. Doch Arbeit ist viel mehr. Neben der häufig auch als „Produktionsarbeit“ bezeichneten Erwerbstätigkeit stehen gleichberechtigt und gleichwertig – zumindest sollte es so sein – so genannte reproduktive Arbeiten, also beispielsweise das Großziehen von Kindern, sage niemand, dies sei keine Arbeit. Hinzu kommen Arbeiten, die gesellschaftlich notwendig sind, wie Engagement in Bürgerinitiativen, Vereinen, Parteien oder Verbänden und last but not least die Arbeit am eigenen Fortkommen, also Bildung aber auch schlicht kulturelle Tätigkeiten oder ganz simpel: Muße. Gerade

weit überwinden zu können. Er sah dabei eine lang dauernde Periode sehr schwachen Wirtschaftswachstums voraus, der die Gesellschaft vor allem mit massiver Arbeitszeitverkürzung begegnen müsse, denn „Vollbeschäftigung“ sei ab einem gewissen Stand der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung nicht mehr erreichbar. Im Gegensatz zu den Klassikern nennt Keynes diesen Zustand nicht „Stagnation“, sondern „gesättigten Investitionsbedarf“. Dennoch glaubte er, mit der richtigen staatlichen Intervention Massenarbeitslosigkeit und Verarmung verhindern zu können. Von der ökologischen Wachstumsgrenze, auf die erstmals 1972 der Club of Rome aufmerksam machte, hat Keynes vielleicht nichts gewusst. Aber das ist der zweite Punkt.

Schrumpfen statt wachsen?

Schon 1972, als der Club of Rome seinen berühmten ersten Bericht veröffentlichte, konnte man die Schrift an der Wand lesen. Gegengesteuert wurde ein paar Jahre später, als unter Margaret Thatcher in England und Ro-



Marx und Keynes war es klar, dass sich die Profitrate keineswegs dauerhaft steigern lässt.

Fotos (2): Matthias Bammel

Letzteres, was Zeit zum Nachdenken und zum Überdenken der Situation ermöglicht, kommt heute meist zu kurz. Das ist nur der eine Punkt.

Schon Karl Marx hat erkannt, dass die kapitalistische Wirtschaftsweise früher oder später zu einer Sättigung führen muss, er führte dazu (auch) den Begriff vom „tendenziellen Fall der Profitrate“ ein. Ähnlich sah auch John Maynard Keynes, dass die westliche Wirtschaft an Wachstumsgrenzen stoßen muss. Dazu formulierte er die These von der „endogen bedingten Wachstumsschwächung“. In seinem 1930 veröffentlichten Aufsatz „Wirtschaftliche Möglichkeiten für unsere Enkelkinder“ sah Keynes die Chance, bis zum Jahr 2030 die Armut welt-

nald Reagan in den USA ein marktfundamentalistischer Wirtschaftskurs – „marktfundamentalistisch“ ist im Grunde falsch, denn wirklich freie Märkte sind denen, die am lautesten von ihnen reden, ein Gräuel – durchgedrückt wurde, der einzig auf die Selbstheilungskräfte des Marktes setzt, was nur bedeutet: Wenn die Heuschrecken das eine Feld kahl gefressen haben, ziehen sie weiter zum nächsten.

Nun wächst kein Baum in den Himmel, dauert es rund hundert Millionen Jahre, wieder eine Billion Tonnen Kohlenstoff aus der Biosphäre zu holen und in fossile Energieträger umzuwandeln und die großen Heuschreckenschwärme pflegen in der Natur zu verhungern (und werden auch von Men-

schen und Tieren verspeist). Darüber hinaus heißt ungehemmtes, ungebremstes und unkontrolliertes Wachstum: Krebs. Andererseits, kann es einen Kapitalismus ohne Wachstum geben? Wenn das eherne Ziel der kapitalistischen Wirtschaftsweise die Anhäufung (Akkumulation) von Kapital ist, so muss permanent mehr produziert werden; Ziel ist also nicht die Befriedigung menschlicher Konsumbedürfnisse, sondern die permanente Steigerung derselben. Das führt dazu, dass das System sich in eine gigantische, sich selbst verzehrende Maschine verwandelt.

Der bequeme Weg des „weiter so“, der immer neuen „Konjunkturprogramme“ löst keine Probleme, er schafft immer größere und wird am Ende in eine globale Katastrophe führen. Es gilt also die Frage zu klären: Wie können wir umsteuern und wie lange können (oder wollen?) wir uns den modernen Kapitalismus noch leisten?

Zu einer Ökonomie des „Genug“

Wer sieben Milliarden und mehr Menschen auf der Welt ein einigermaßen gutes Auskommen sichern will, muss eine Ökonomie der Sättigung und Kultur des „Genug“ anstreben und sich vom rein materiellen (Schein-)Wohlstand verabschieden. Der muss bereit sein, zu „entschleunigen“. Dazu gehört zuerst, effektiv zu handeln, nicht bloß wie heute, effizient. Effektiv sein heißt, das Richtige zu tun. Effizient ist lediglich, das, was man tut, richtig zu tun. Wer heute von A nach B will, bewegt Tonnen von Material sinnlos hin und her, nur um seinen Körper und etwas Nutzlast voranzubringen. Beim Pkw ist das Verhältnis heute im Normalfall 1:20, das heißt um 1 kg Nutzlast zu befördern, werden 20 kg Masse bewegt. ICEs sind

nicht sehr viel besser! Hier gilt es anzusetzen, unnötige Wege zu vermeiden oder diese so effektiv wie möglich zu absolvieren.

Da muss man aber auch bereit sein, zu verzichten. Dass dieses Wort so negativ besetzt ist, ist eines der Probleme, die wir lösen müssen. Denn „Verzicht“ heißt gerade nicht darben oder leiden, sondern kann und sollte als eine Strategie des Gewinns beschrieben werden: Gewinnen von Zeit, Freiheit, Möglichkeiten und letztendlich: Leben. „Verzicht“ im Sinne der Entschleunigung heißt Gewinn von Möglichkeiten, sich außer einer Erwerbstätigkeit eben anderen sinnvollen Formen der Arbeit zu widmen. Das heißt aber auch, dass Menschen das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben – eben ein Verzicht – ermöglicht werden muss, ohne um ihre Menschenwürde gebracht zu werden, wie es heute geschieht. Ohne ein angemessenes und bedingungsloses Grundeinkommen geht dies nicht. Des Weiteren muss eine Erwerbstätigkeit jedweder Art angemessen entlohnt werden, also sind auch Mindestlöhne flächendeckend erforderlich. Darüber hinaus gilt es, die vorhandene Erwerbsarbeit angemessen zu verteilen, Arbeitsverkürzung ist ein Muss.

Primat der Ökologie

Dabei sollten die ökologischen Notwendigkeiten an erster Stelle stehen. Wenn – und das ist sicher – unsere Erde nicht ausreicht, um einer Milliarde Menschen den Lebensstil eines derzeitigen Durchschnittsdeutschen auf mehr als 30 Jahre zu erlauben, so muss der Lebensstil sich ändern: Die Reichen müssen abgeben. Gibt es dazu keine Alternative? Man schaue auf die Ruinen der Maya, der Ägypter, die untergegangenen Zi-

vilisationen: Sie alle verweigerten die Einsicht und ihre Eliten hatten am Ende immer noch das eine Privileg: Sie durften als letzte verhungern.

Gesundshrumpfen!

Eine nachhaltige Wirtschaft muss ein verträgliches Niveau eines stationären Gleichgewichts anstreben. Das bedeutet: Schrumpfen und Optimieren ist angesagt und je eher man damit beginnt, desto sanfter wird der Weg. Allerdings ist dies mit der dem Kapitalismus eigenen Wachstumsmanie nicht zu vereinbaren. Die Rohstoff- und Energieverknappung und das Einhalten ökologischer Mindeststandards führen unweigerlich zum Wegbrechen ganzer Industriebranchen. Was, wie und wie viel wovon, womit und durch wen produziert wird, darf nicht länger partikulären Profitinteressen überlassen bleiben, sondern muss auf möglichst demokratische und partizipative Weise bewusst organisiert werden. Dazu gehören auch andere Eigentumsstrukturen, die Gesellschaft muss das Kapital beherrschen und nicht – wie heute – umgekehrt. Das bedeutet auch mehr Demokratie statt weniger, wie es derzeit Mode zu werden scheint.

Ansätze gibt es, nicht nur in genossenschaftlich organisierten Strukturen, auch viele wohlstandsgeschädigte Menschen begreifen, ein anderer, langsamerer Weg ist möglich und sinnvoll. Warum übertreffen sich Lifestyle-Magazine mit Geschichten von Managern, die urplötzlich entdecken, wie toll es ist, mal einen Tag lang „nichts“ zu tun? Soll heißen, nichts im Büro oder auf Konferenzen zu tun. Denn wer mit Kindern spielt, seinen Garten bestellt, das Haus pflegt, ein gutes Buch liest, der tut etwas Sinnvolles. Und meist richtet er dabei auch

keinen Schaden an, zumindest keinen nachhaltigen.

Raus aus dem Hamsterrad!

Doch was Manager heute ausnahmsweise mal dürfen, darf der gemeine Mensch noch lange nicht. Denn wer einmal Pause machen will, raus aus dem Hamsterrad, regenerieren,



Arbeit ohne Sinn macht Menschen krumm und krank.

Foto: Stefan Vockrodt

der darf dann nicht wieder zurück. Unser heutiges System gestattet keinen echten Ausstieg, und wenn, dann nur um den Preis der Verelendung. Wer heute ausgegliedert wird oder sich einen neuen Sinn sucht, ehrenamtlich beispielsweise, wird bestraft. Wer auf staatliche Leistungen wie ALG II angewiesen ist, wird gegängelt und entwürdigt, in ebenso überflüssige wie unnötige Maßnahmen gesteckt und letztlich zu Tode gefördert – oder gefordert? Gleichzeitig klagen die, die im Besitz einer Erwerbstätigkeit sind, über

zunehmenden Stress und andere gesundheitliche Belastungen.

Weg von der kognitiven Dissonanz

Auch wenn wir wissen, dass das, was wir heute tun, falsch ist, machen wir weiter. Wir reproduzieren die Fehler, die wir gestern begingen, sind also „Wiederholungstäter“. Dieses, vor allem bei Funktionsträgern wie Politikern oder Managern endemische Verhalten nennt man auch „kognitive Dissonanz“. Oder auch „Beamtenmikado“: Wer sich zuerst rührt, verliert? Diese Einstellung fährt immer gegen die Wand. Es ist an der Zeit, die Notbremse zu ziehen.

Wenn wir unseren Kindern und Kindeskindern eine lebenswerte Welt hinterlassen wollen, müssen wir lernen, selbst zu entscheiden, was notwendig, richtig und sinnvoll ist und was nicht. Wir müssen lernen, was wir uns leisten können und nicht alles übernehmen, was man uns vorsetzt. Wenn wir entschleunigen und entschlacken, können wir gewinnen. Oder wollen wir am Ende doch Verlierer sein?

Stefan Vockrodt

